

Leseprobe aus:

Kate Pepper

3 Wochen bis zur Wahrheit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

KAPITEL 1

Durch den bunten Glaseinsatz unserer Haustür fiel Sonnenlicht herein und malte einen impressionistischen Regenbogen auf den Boden der Diele. Meine beiden großen Koffer standen bereit. Sie enthielten alles, was ich in den nächsten paar Monaten brauchen würde, und dazu Kinderkleidung in verschiedenen Größen, in die Lexy hineinwachsen konnte. Ich stand daneben, ganz benommen von der Erkenntnis, dass das alles wirklich geschah. Ich war im Begriff, es zu tun: Ich würde meinen Mann verlassen. Da stand ich, gefangen in einem Augenblick, der mir viel zu lang und viel zu lastend vorkam, hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, meine Tochter in Ruhe ihr Morgenschlächchen beenden zu lassen, und dem Impuls, sie einfach aufzuwecken und zu gehen.

Schließlich beschloss ich, sie zu wecken, weil wir sonst das Flugzeug verpassen würden. Wenn ich ehrlich war, hatte ich auch Angst vor einer weiteren Auseinandersetzung mit Bobby. Unsere Streitereien waren inzwischen reine Füllmasse geworden, wir kauten das alles seit Monaten durch, immer und immer wieder, und kamen trotzdem keinen Schritt weiter. Aber noch bevor ich an der Treppe war, hörte ich seine gleichmäßigen Schritte von der Küche her. Ich drehte mich um und sah ihn an.

«Was wird das denn?», fragte er.

«Ich kann nicht mehr.»

Da stand er, mein gutausssehender Ehemann. Hellbraunes Haar, noch ganz verwuschelt vom Schlafen. Karierte Schlafanzughose und ein altes T-Shirt mit dem Logo einer Zahnarztpraxis aus Oregon. Meerblaue Augen, die mich prüfend musterten. Er war schockiert, dass ich meine Drohung, ihn zu verlassen, nun tatsächlich wahr machte. An der Wange hatte er etwas Druckerschwärze, er hatte wohl in der Küche Zeitung gelesen. Am liebsten wäre ich in Tränen ausgebrochen. Aber ich ließ es. Bobby war die große Liebe meines Lebens – selbst jetzt, wo wir in dieser Sackgasse steckten, wollte ich eigentlich nur auf ihn zugehen. Ich wollte seine Hände auf meiner Haut fühlen, mein Gesicht an seinem Hals vergraben und seinen Atem am Ohr spüren. Aber er hatte eine Affäre, mit irgendeiner Frau, die offenbar Hals über Kopf in ihn verliebt war. Er führte sie in teure Restaurants aus, überschüttete sie mit romantischen Geschenken – lauter Dingen, die ich ihm während unserer kurzen Romanze nicht wert gewesen war. Und er bezahlte das alles mit unseren gemeinsamen Kreditkarten, wodurch es so offensichtlich wurde, dass er sie ebenso gut zum Abendessen mit nach Hause hätte bringen können. Er hatte die Affäre abgestritten und weit von sich gewiesen, all die phantasielosen Ausgaben gemacht zu haben (Gedichtbände, Blumen, Pralinen, nicht ein originelles Geschenk darunter, aber dennoch ...). Und ich hatte ihm glauben wollen, ich hatte es wirklich versucht. Aber wenn er tatsächlich die Wahrheit sagte, warum tauchten derartige Ausgaben dann auch auf den Abrechnungen unserer neuen Karten wieder auf, nachdem wir die alten hatten sperren lassen? Warum schrieb sie ihm immer noch, gerade heute erst wieder?

«Annie, ich bitte dich.» Er machte einen Schritt auf mich zu. Ich schüttelte nur den Kopf.

«Lies das.» Ich öffnete meine Handtasche, die auf dem

einen Koffer stand, zog die E-Mail hervor, die ich frühmorgens ausgedruckt hatte, und gab sie ihm. Er mochte Computer nicht, checkte seine Mails fast nie selbst. Und in letzter Zeit, seit das alles angefangen hatte, hatte ich diese Aufgabe ganz für ihn übernommen.

Ich stand mitten in einer Pfütze aus buntem Licht und sah ihm dabei zu, wie er den Brief las. Es war der schmerzhafteste bisher, ohne jeden Zweifel: Er enthielt detaillierte Beschreibungen von Bobbys Körper, von seinen Schlüsselbeinen, die sich wie Flügel auszubreiten schienen, wenn er beim Sex oben war. Beim ersten Lesen hatte mir die Vorstellung von ihm über *ihr* so heftigen Schmerz bereitet, dass ich den Blick vom Bildschirm abwenden musste. Nach dem dritten oder vierten Mal berührte es mich schon kaum noch, und nach dem fünften Mal Lesen sah ich ihn in meiner Vorstellung auf seinen Flügeln davonfliegen. Sie sprach ihn in der Mail mit seinem Spitznamen aus der Kindheit an, Bobbybob, und unterschrieb mit einer wahren Salve an Intimität, die mir zugleich ihren richtigen Namen verbarg: Lovyluv.

Bobby ließ den Brief sinken. «Wie oft soll ich es dir denn noch sagen? Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wer mir diese E-Mails schickt.»

«Ich hätte nie gedacht, dass du mich so belügen kannst.»

«Tue ich doch auch gar nicht.»

«Diese ganzen Liebesbriefe sind also reine Erfindung?»

«Bitte, Annie ...»

«Und die Kreditkartenabrechnungen?»

«Warum willst du mir denn nicht glauben?»

«Eins will ich dich schon lange fragen», sagte ich. «Und sag mir bitte die Wahrheit: Hättest du mich überhaupt geheiratet, wenn ich nicht schwanger geworden wäre?»

«Das führt doch zu nichts, Annie.»

«Es würde mir aber helfen, es zu wissen.»

«Ich habe dich nicht geheiratet, weil du schwanger warst. Ich habe dich geheiratet, weil ich dich liebe. Die Schwangerschaft hat alles nur ein bisschen beschleunigt.» Er kam noch näher, fasste mich am Arm und sagte: «Geh nicht.»

Instinktiv wich ich ihm aus, stolperte dabei über den vorderen Koffer und fiel gegen die Haustür. Dabei stieß ich mit dem pullovergepolsterten Ellbogen gegen die Buntglasscheibe. Mein erster Gedanke war, wie empfindlich diese Scheibe doch sein musste, deren Bleieinfassung schon unter diesem leichten Druck nachzugeben schien. Dann dachte ich: *Wer könnte eine solche Scheibe wohl reparieren?* Und dann richtete ich mich wieder auf und trat einen Schritt von der Tür weg. Eine Reparatur war nicht mehr mein Problem. Ich würde ja bald fort sein.

«Und was ist mit Kent?», fragte Bobby. «Wann willst du es ihm sagen?»

Draußen stimmte ein Vogel sein abruptes, bebendes Frühlingslied an. Ich gab mir Mühe, meine Stimme leise und ruhig zu halten. Was ich jetzt sagte, würde ihm endgültig klarmachen, wie ernst ich es meinte. «Ich habe bereits gekündigt, Bobby. Ich habe Kent noch heute Morgen zu Hause angerufen. Schließlich denke ich schon eine ganze Weile darüber nach. Und ich habe auch schon eine neue Stelle in New York in Aussicht.»

Sein Gesicht, ohnehin noch blass vom Winter, wurde aschfahl. Bobby arbeitete seit neunzehn Jahren im Staatsdienst, als Physiotherapeut. In einem guten Jahr würde er sich mit einer großzügigen, lebenslangen Rente zur Ruhe setzen können. Ich selbst hatte erst zwei Jahre hinter mir, aber mir war inzwischen ohnehin alles egal. Nach Lexys Geburt hatte ich nur sechs Wochen Pause gehabt, bevor ich wieder in die Tretmühle zurückmusste. Unser Arbeits-

tag im Gefängnis begann um sieben Uhr morgens. Ich hatte genug davon, mein Kind frühmorgens, im Stockdunkeln, in der Kinderkrippe abliefern zu müssen.

«Verlass mich nicht, Annie.» Es tat mir weh zu hören, wie gepresst seine Stimme klang, wie verzweifelt, wie sehnsüchtig. «Ich werde einen Weg finden, dir zu beweisen, dass du dich irrst.»

Dann beweis es mir doch!, wollte ich rufen. Aber ich schwieg. Die ganze Zeit hatte ich diese Bitte gebetsmühlenartig wiederholt, und dennoch: nichts. Ich wollte nicht noch länger warten. Die heutige Mail hatte das Fass zum Überlaufen gebracht. In letzter Zeit hatte ich häufig darüber nachgedacht, ob er die andere vielleicht kennengelernt hatte, als ich mit Lexy schwanger war, gegen Ende, als wir nicht mehr miteinander schliefen. Meine Zwillingsschwester Julie hatte erzählt, einer Freundin von ihr sei genau dasselbe passiert: eine glückliche Ehe, ein Wunschkind, und dann konnte der Mann sich plötzlich nicht mit ein paar Monaten sexueller Abstinenz abfinden und war auf *Abwege* geraten. Für mich klang das irgendwie nach einer Kuh, die durch einen kaputten Zaun von der Weide lief. Bobby hätte ich so etwas niemals zugetraut. Niemals. Aber auch das ging Julies Freundin genauso – wahrscheinlich ist es einfach immer so.

«Ich gehe sie jetzt wecken», sagte ich. «Sonst verpassen wir noch das Flugzeug.»

«Wo wollt ihr denn hin?»

«Zu Julie.»

Sein Gesicht verkrampfte sich, als ich ihren Namen sagte. Das wunderte mich nicht. Eigentlich hatte ich immer vermutet, dass er ganz tief drinnen eifersüchtig war auf meine enge Beziehung zu meiner Zwillingsschwester.

Als ich zur Treppe ging, kam er mir nach. «Annie, bitte ... bitte nimm mir Lexy nicht weg.»

«Es tut mir leid», sagte ich. Das stimmte sogar. Es tat mir leid. Ich war traurig. Aber ich war mit meinem Latein am Ende. Und ich konnte nicht ewig weiter um etwas betteln, wozu er offensichtlich nicht in der Lage war: mir einfach nur die Wahrheit zu sagen und diese Affäre zu beenden.

Ich ging nach oben, um Lexy zu holen. Der helle Teppich im Flur, den Bobby und ich gemeinsam ausgesucht hatten (ein unpraktischer, aber wunderschöner Champagnernton), schluckte meine Schritte. Ob er *sie* jetzt wohl herbringen würde? Er musste sich doch einsam fühlen, so ganz allein in diesem Haus. Selbst ich spürte die Leere schon, dabei war ich noch gar nicht fort. Ich war immer noch hier, Lexy lag immer noch schlafend in ihrem eigenen Bettchen. Noch konnte ich mich umentscheiden. Wir konnten immer noch bleiben. Bleiben ...

Der Türknauf von Lexys Zimmer lag kühl in meiner Hand, er klickte leicht, als ich ihn drehte.

An den Rändern der heruntergelassenen Jalousien drang das Morgenlicht herein und erfüllte den Raum mit einem silbrigen Halbdunkel. Ich hörte Lexys gleichmäßige, tiefe Atemzüge, das ganze Zimmer roch süß nach Baby. Es war ein geräumiges Zimmer, butterblumengelbe Wände mit weißen Zierleisten. Zwei Einbauregale in den Zimmerecken enthielten die Habseligkeiten, die Lexy in ihrem fünfmonatigen Leben bereits angesammelt hatte: Puppen, Bücher, kunterbunte Objekte, die alle möglichen Töne von sich gaben, wenn man sie bewegte.

Im obersten Fach des einen Regals standen die winzigen, mundgeblasenen Glaskatzen und -kätzchen aus dem Sommer, als unsere Eltern mit uns nach Italien gefahren waren. Julie und ich waren sieben gewesen. Es war der Sommer vor der Scheidung, ein letzter, dramatischer Versuch, die Ehe doch noch zu retten. Für uns war es

trotzdem ein schöner Sommer gewesen: Die ehelichen Gewitterwolken in den jahrhundertealten Steinwänden des florentinischen Sommerschlosses, wo wir ganze vier Wochen verbrachten, hatten Julie und mich nicht daran gehindert, unbeschwert zu spielen. Als Kinder sorgten wir uns nur um etwas, wenn es gar nicht mehr anders ging, und wir glaubten fest daran, dass unser Zwillingband uns vor allen Übeln schützen würde. (Möglicherweise glaubten wir das auch heute noch, mit dreiunddreißig.) Wenn wir zusammen waren, war das wie eine Zuflucht vor jedem Sturm.

Als unsere Eltern uns schließlich sagten, was los war, lief das folgendermaßen ab: Dad ging aus dem Haus, und Mom zitierte uns ins Wohnzimmer. Wir trugen unsere identischen rosa Nachthemden, das neue Schuljahr hatte noch nicht angefangen. Dann verkündete sie uns in ihrem gewohnten, fröhlichen Ton: «Daddy und ich haben beschlossen, dass es genug ist. Von jetzt an wird es keinen Streit mehr geben.»

Noch vor Weihnachten waren sie geschieden. Unter dem Weihnachtsbaum lag in jenem Jahr ein Päckchen für mich, lila Geschenkpapier und grünes Geschenkband, in das unsere Mutter meine Glaskatzen verpackt hatte. Julies Katzen waren in grünes Geschenkpapier mit lila Band eingewickelt. Im Sommer hatten wir fasziniert zugeschaut, wie der Glasbläser die winzigen Katzen und die noch viel winzigeren Kätzchen hergestellt hatte, wir hatten aber keine Ahnung gehabt, dass unsere Eltern anschließend noch einmal zurückgegangen waren, um sie für uns zu kaufen.

Jetzt wickelte ich meine Glaskatzen in ein paar Kosmetiktücher und schob das weiche Päckchen in die Tasche meiner Wolljacke. Streng genommen war es Julies Jacke. Sie hatte sie bei ihrem letzten Besuch im März hier verges-

sen, und ich hatte sie jetzt angezogen, um sie ihr am Abend zurückgeben zu können. Es war eine wunderschöne Jacke, ein teures Stück von Oilily, mit pink- und orangefarbenen Blüten. Je nachdem, wie das Licht darauf fiel, gewann entweder die eine oder die andere Farbe die Oberhand. Das Ganze hatte eine fast psychedelische Wirkung. Es erinnerte mich an die alten, bunten Cheerios-Schachteln, die Julie und ich früher beim Frühstück immer angestarrt hatten, um je nach Blickrichtung noch ein weiteres, unsichtbar schwebendes O darauf zu entdecken. Plötzlich merkte ich, dass einer der sechs großen, auffälligen, blütenförmigen Knöpfe der Jacke abgefallen war. Kurz geriet ich in Panik, aber ich hatte jetzt wirklich keine Zeit mehr, nach einem Knopf zu suchen.

Lexy lag auf dem Bauch, obwohl ich sie auf den Rücken gelegt hatte. Sie hatte erst vor kurzem gelernt, sich im Liegen umzudrehen. Ich strich ihr sanft mit der Hand über den Rücken, damit sie spürte, dass Mama da war, dann hob ich sie vorsichtig hoch und legte sie so an meine Schulter, dass sie noch weiterschlafen konnte. Ihre Lider flatterten kurz, schlossen sich aber gleich wieder. Ein letztes Mal trat ich in mein Zimmer, um sicherzugehen, dass ich auch nichts vergaß, und stellte fest, dass da tatsächlich noch etwas war: das Buch, das ich gerade las, *Der talentierte Mr. Ripley*. In den letzten Tagen hatte es mich auch spät-abends noch wach gehalten und mich von meinen Problemen abgelenkt – ich musste es unbedingt fertig lesen. Ich hielt Lexy mit einer Hand fest, bückte mich und hob das Taschenbuch mit der freien Hand auf.

Unten reichte ich Lexy an Bobby weiter, damit er sie noch ein Weilchen halten konnte, während ich das Gepäck in den Kofferraum des Wagens verfrachtete. Das war ich ihm schuldig, fand ich. Erst schien er gar nicht mit nach draußen in den sonnigen Morgen kommen zu wollen und

blieb lieber in der Diele, während unser Baby entspannt an seiner Schulter schlief. Der Kirschbaum stand in dieser Woche in voller Blüte, rosa Blütenblätter sprenkelten den Rasen des Vorgartens zwischen den Schattenflecken. Vielleicht bereiteten die perfekte Schönheit des Baumes und der helle Sonnenschein Bobby ja mehr Schmerz, als er im Augenblick verkraften konnte. Er tat mir wirklich leid. Aber ich musste einfach gehen.

«Also», flüsterte ich ihm zu. «Ich nehme sie jetzt wieder.»

Er rührte sich nicht von der Stelle. Ich sah genau, dass er sie förmlich in sich einsog, ihren Geruch, wie sie sich anfühlte. Einen Augenblick Zeit ließ ich ihm noch, ehe ich die Hände unter ihre Achseln schob und sie wieder an meine Schulter hob. Diesmal wachte sie richtig auf, gähnte ausgiebig und schmiegte sich enger an mich.

«Ich stelle den Wagen auf den Langzeitparkplatz und lege den Parkschein unter die Fußmatte, dann kannst du ihn wieder abholen», sagte ich.

«Und wie soll ich ohne Wagen zum Flughafen kommen? Ich bin jetzt ganz allein.» Tränen traten ihm in die Augen, und zum ersten Mal entdeckte ich ein bisschen Grau an seiner linken Augenbraue, nur ein einzelnes Haar. In den letzten Monaten war er schon an den Schläfen grau geworden, und sein Gesicht war eine wahre Landkarte der Sorge. Er war zwölf Jahre älter als ich, es war nur natürlich, dass er früher alterte. Das hatte ich von Anfang an gewusst, und es hatte mich nie gestört. Jetzt fragte ich mich, ob diese Affäre vielleicht eine Art Midlife-Crisis war. Ging es am Ende wirklich nur darum?

«Ach, Bobby, du wirst schon eine Lösung finden. Du kannst ja einfach irgendwen bitten, dich hinzufahren.»

Er wusste, wen ich meinte. *Sie*. Die geheimnisvolle Frau. Lovyluv.

«Du machst einen ganz großen Fehler», sagte er. «Wir sind verheiratet. Wir haben ein Kind.»

Aber wenn er keine Affäre hatte, wenn diese Liebesbriefe, die Posten auf den Kreditkartenabrechnungen, tatsächlich nur Teil irgendeines bösen Streichs waren, dann hätte er doch auch einen Weg finden können, mir das zu beweisen. Davon war ich überzeugt. Selbst jetzt hoffte ich noch darauf, dass er etwas tun würde. Noch in dieser letzten Minute, als ich Lexy schon in ihrem Kindersitz festgeschnallt hatte, wartete mein Herz darauf ... Aber als ich in den Wagen stieg, drehte er sich einfach nur um und ging ins Haus zurück. Er hielt den Blick starr auf den gepflasterten Weg gerichtet und würdigte den Kirschbaum keines Blickes. Ich fuhr los. Im Rückspiegel sah ich, wie sich sein Brustkorb krampfhaft hob und senkte.

Er weinte. Und ich weinte auch.

Dann machte er die Haustür zu.

Ich bog aus unserer Straße ab und begann die lange Tagesreise von unserem Heim in Lexington, Kentucky, zum Haus meiner Schwester in den Berkshire Mountains von Massachusetts.

Es war bereits fünf Uhr, als ich am Flughafen von Albany mit meinem zappeligen Baby aus dem Flugzeug stieg. Auf der Damentoilette wechselte ich Lexy die Windeln, bürstete mir das Haar und trug hellrosa Lippenstift auf. Sonst schminkte ich mich kaum, doch Lippenstift war für mich ein vollkommen irrationaler und dennoch wirksamer Quell der Zuversicht. Wie oft hatten wir unserer Mutter dabei zugesehen, wie sie sich vor dem Spiegel die Lippen nachzog: der gespannte Mund, der konzentrierte Blick, der weiche Schwung, mit dem sie die Farbe auftrug.

Als ich fertig war, holte ich das Gepäck und nahm mir zwanzig Minuten Zeit, um Lexy zu stillen. Mein Handy

hatte so weit im Osten kein Netz mehr, also suchte ich mir eine intakte Telefonzelle, um Julie Bescheid zu sagen, dass wir pünktlich gelandet waren.

«Du kannst gegen sieben mit uns rechnen. Aber nicht mit dem Abendessen warten, ja, Julie?»

«Vor sieben esse ich sowieso nicht.»

Ich war nur noch an spätnachmittägliche Abendessen gewöhnt (Bobby und ich lagen immer schon um halb neun im Bett, um dann um fünf aufstehen, um halb sieben bei der Kinderkrippe und um sieben bei der Arbeit sein zu können), und ich hatte längst das Gefühl dafür verloren, wie verschoben mein Rhythmus eigentlich war. Vor Kentucky, Bobby und Lexy und der Arbeit beim guten alten Vater Staat hatte auch ich nie vor sieben oder acht zu Abend gegessen, manchmal auch erst um neun.

«Wenn wir angekommen sind, muss ich erst mal Lexy stillen und sie dann so schnell wie möglich ins Bett verfrachten. Iss also einfach, wenn du hungrig bist. Hast du das ...»

«Das Bettchen steht bereit, und ich habe auch eine total süße Bettwäsche gefunden.»

Ich hatte Julie gebeten, für den Sommer ein Babybettchen zu leihen. Aber da sie nun einmal Julie war – sie arbeitete freiberuflich als Marketingberaterin und war damit ungeheuer erfolgreich, eine Art Guru anscheinend, alle Welt riss sich um sie –, war sie natürlich sofort losgezogen und hatte eins gekauft.

«Und hast du sie auch ...»

«Ja, Annie, ich habe die Bettwäsche vorher gewaschen. Steig einfach ins Auto und komm her, okay?»

Als wir vor dem Mietwagen standen, hatte Lexy längst genug vom Reisen und wollte sich nicht in den Kindersitz setzen lassen. Sie wollte viel lieber auf dem Fußboden herumkullern und üben, nach ihrem Spielzeug zu greifen.